

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlth. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 88.

Berlin, Montag den 24. Juli

1837.

China.

Zur Geschichte des Buddhismus.

Aus der Reise des Chinesischen Priesters Fa-hian.

Der berühmte vor drei Jahren verstorbene Sinologe Abel Remusat hat die handschriftliche Französische Uebersetzung eines wichtigen Chinesischen Werkes hinterlassen, das den Titel Fo-lue-ki, d. h. „Beschreibung der Buddhistischen Reiche“, führt und dessen Verfasser, ein Priester von der Sekte des Foe (d. h. des Buddha), gegen Ende des Aven Jahrhunderts unserer Zeitrechnung lebte. Dieser Mann — er war ein Chinese und hieß Fa-hian — unternahm aus Eifer für die Lehre, zu der er sich bekannte, eine Reise durch alle westlich von China belegene Länder, wo der Kultus Buddha's damals in seiner Blüthe stand und zum Theil in größerer Reinheit, als bei den Chinesen, sich erhalten hatte.

Der Französische Uebersetzer begleitete den Text mit gelehrten Anmerkungen, die glücklich Weise schon größtentheils ausgearbeitet waren, als der Tod ihn von seinem Werke abrief. Professor Julius Klaproth übernahm die Fortsetzung des Kommentars; allein auch dieser Gelehrte starb, ehe er zum Ziele gelangt war; und Herr Landresse, ein fleißiger, das Andenken seines Lehrers Abel Remusat's ehrender Schüler, legte nun mit Eifer die letzte Hand an dieses literarische Denkmal.

Der Buddhismus, dessen Entstehung wohl drei Jahrtausende hinaufreicht, hat einst eine Zeit lang in Vorder-Indien geblüht und im Laufe der Zeiten über Ceilon, Hinter-Indien, China, Japan, Tibet und ganz Hochasien sich ausgebreitet. Manches halb wilde Volk ist durch die milden Lehren dieser Sekte menschlicher geworden, und schon darum können uns ihr Wesen und ihre geschichtliche Entwicklung nicht gleichgültig seyn. Auch gewährt die Reise Fa-hian's hauptsächlich von dieser Seite Interesse; denn der eifrige Buddhist kümmert sich fast nur um Dinge, die seinen Glauben und dessen Schicksale betreffen. Nur gelegentlich streut er dem Reiseberichte topographische Bemerkungen ein, denn sein Zweck war nicht die Befriedigung weltlicher Neugier. Er will Orte besuchen, die durch heilige Reliquien in Ruf gekommen sind, will Sagen, Legenden, geistliche Bücher sammeln und von der Verbreitung, dem Gedeihen oder dem Verfall seines Glaubens in dieser oder jener Zeit sich überzeugen. Wie der bekannte Spanische, Jüdische Reisende Benjamin von Tudela in der ganzen Welt herumreist und überall nur Juden gewahrt und schildert, so sieht und sucht Fa-hian nichts als Buddhisten und Buddhistisches.

Unser Reisender verließ im Jahre 499 mit mehreren frommen Kollegen seine Vaterstadt, die in einer der nördlichen Provinzen China's lag, und wanderte nordwestlich durch die große Sandwüste der Tatarei bis zum Lop-See, der südlich von Karaschar im Chinesischen Turkestan belegen ist. Von dort aus schlug Fa-hian eine südwestliche Richtung ein, passirte das große Binnengebirge beinahe nördlich von Kaschmir, setzte über den Indus, besuchte Afganistan und Persien, wendete sich dann nach Indien, das er, dem Laufe des Ganges bis an seine Mündung folgend, in west-südlicher Richtung durchwanderte, schiffte sich nach Ceilon ein und kehrte von dort, auf seinem Wege Java berührend, nach China zurück. Er hatte in sechzehn Jahren ungefähr 3000 Meilen durchzogen.

Auf dieser ungeheuren Wanderung verlor unser Reisender mehrere seiner Gefährten: Einige starben, und Einer, dem die Indischen Anachoreten heiliger vorkamen, als die Chinesischen, blieb in Indien zurück, um dereinst hier, und nicht in China, wiedergeboren zu werden. Nur Fa-hian, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Lehre in seiner Heimath zu predigen, setzte seinen Weg ohne Begleiter fort.

Das Tagebuch des Chinesischen Pilgers ist ziemlich trocken; nur selten schildert der Verfasser seine Gefühle, seine Eindrücke; aber man wird auch desto angenehmer überrascht, wenn sie mit einem Male hervorbrechen und in dem abstrakten Buddha-Diener auch einen fühlenden Menschen erkennen lassen. Er unterbricht seine Erzählung von den religiösen Wundern, die er auf Ceilon gesehen, mit den Worten: „Es waren nun viele Jahre verstrichen, seitdem ich das Land der Han^{*)} verlassen hatte. Alle Menschen, mit denen ich damals verkehrte, waren Ausländer. Die Berge, die Gewässer, die Bäume, die Pflanzen, alle Gegenstände, die mir zu Gesicht kamen, waren mir neu, und auch meine Gefährten hatte ich sämmtlich verloren. So oft ich an die Vergangenheit dachte, versank ich in Schwermuth. Einst sah ich, wie Jemand

^{*)} D. h. China. Die Chinesen belegen ihr Land gern mit dem Namen einer ihrer berühmten Kaiser-Dynastien. Unter dem Kaiserhause Han begannen die ersten erfolgreichen Unternehmungen gegen die Völker der Tatarei.

vor der Statue aus Jaspis (einem Buddhistischen Idol auf Ceilon) einen weißen Fächer aus dem Lande Dsin^{*)} als Opfergabe niederlegte: dieser Fächer erinnerte mich so lebhaft an meine Heimath, daß ich einen Strom von Thränen vergoß.“

An einer anderen Stelle beschreibt er seine Bangigkeit während eines Sturmes auf der hohen See. Was ihm da besonders zu Herzen ging, war das mögliche Schicksal seiner Sanskrit-Bücher, die er mit so vielem Fleiße gesammelt und abgeschrieben hatte; denn er fürchtete, die Eigenthümer des Schiffes möchten diese Schätze als unnützen Ballast über Bord werfen. Bei einer Gelegenheit wäre er beinahe ein Opfer des Sektens-Hasses geworden. Er befand sich auf einem Schiffe, das außerdem lauter Brahmanen am Bord hatte. Diese sagten unter einander: „Der Buddha-Priester da bringt uns Unglück; wir wollen den Menschen auf einer Insel aussetzen!“ Wie häufig hat man Italiänische oder Spanische Matrosen ähnliche Gesinnungen äußern hören; wenn sie einen protestantischen Passagier am Bord hatten!

Endlich beglückt der fromme Reisende den Boden seiner Heimath wieder. „Indem ich“, so sagt er, „alle meine Erlebnisse in mir zurückschäufte, fühlte ich mich unwillkürlich tief bewegt; der Schweiß, den die Gefahren der Reise mir ausgepreßt, ist nicht die Ursache dieser Gemüthsstimmung. Die Gefühle, die mich besetzten, haben meinen Körper aufrecht erhalten; und mein großer Zweck war es, was mich in Ländern, wo man seines Lebens nicht sicher ist, dieses Leben aufs Spiel setzen ließ. Ich wollte meiner Wünsche höchstes Ziel auf jede Gefahr hin erreichen.“

Lassen wir nun die Person und die Gesinnungen des Reisenden bei Seite, und gehen wir zu dem über, was er uns von den Ländern erzählt, die er durchwandert hat.

Das Interesse, welches Fa-hian's Reiseberichte für uns haben, besteht hauptsächlich darin, daß wir aus denselben die Verbreitung und den Zustand des Buddhismus in Gegenden, von welchen kein gleichzeitiger Schriftsteller handelt, kennen lernen. Aus Fa-hian's Reise ersehen wir, daß Buddha's Lehre im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung am rechten Ufer des Indus, in einem Lande, welches noch jetzt das Land der Ungläubigen (Koseristan) genannt wird, Wurzel gefaßt hatte. Seit jener Zeit aber gerieth sie allmählig in Verfall, bis die Religion Muhammed's ihr vollends den Todesstoß gab.^{**)}

In den Ländern, die er besucht, sieht unser Reisender abwechselnd den Kultus des Brahmanen und das Buddhathum vorkommen. Nachdem er, von Persien zurückkehrend, das östliche Ufer des Indus wieder betreten hat, findet er die Lehre, zu der er sich bekennt, auch im centralen Indien herrschend und blühend. Diese Thatsache ist für die Geschichte des Buddhismus von Wichtigkeit; denn andere Chinesische Reisende, die etwas später Indien besuchten, melden uns, daß diese Lehre, die sich, trotz der grausamen Verfolgungen, die sie im südlichen Indien erlitten, an den Ufern des Ganges so lange behauptet hatte, damals schon zu verfallen begann.

Man erfährt auch aus Fa-hian's Berichte, daß die Lehre der Tao-ist zu seiner Zeit in Indien Aufnahme gefunden hatte. Vermuthlich kam sie von Tibet, wo sie so lange herrschend gewesen, bis der Buddhismus ihr ein Ende machte. Man weiß, daß die Lehre der Tao-ist eine der drei in China vorherrschenden Doktrinen ist.

China ist eine Welt für sich; aber die Chinesen haben denselben geachtet oft, bald um Eroberungen zu machen, bald um feindliche Uebersälle abzuwehren, ihre Grenzen überschritten und den Schrecken ihres Namens einige Male sogar bis in die Gegenden am Kaepischen Meere verbreitet. Keine andere Nation giebt uns so genaue und zusammenhängende Nachrichten über die Völkerstämme des ungeheuren Hochlandes von Inner-Asien. Ist es nicht eines der überraschendsten Ergebnisse für die Wissenschaft, wenn wir in den Annalen China's Notizen über den Ursprung der Germanischen Völker und Winke über die erste

^{*)} Dsin hieß vor Alters ein Theil der heutigen Chinesischen Nord-Provinz Szechuan, der Heimath Fa-hian's.

^{**)} Die merkwürdigen kolossalen Mauerkürme, welche von der großen Königstraße zwischen Indien, Persien und Baktrien liegen, sind unzweifelhaft Buddhistischen Ursprungs und reichen, wie man schon jetzt hat ermitteln können, zum Theil in eine weit frühere Periode hinauf, als die Reise Fa-hian's, der ihrer gelegentlich erwähnt. Diese bis auf die neueste Zeit von Europäern unbeachtet gebliebenen Monumente (Vol. Nr. 15 des Magazins von d. J.) entsprechen den Dagon's auf Ceilon und Java, über welche man W. von Humboldt's Untersuchungen in dessen großem Werke „Ueber die Kawi-Sprache“ u. s. w. (S. 144 ff.) nachlesen kann. In der Landesprache am Indus heißen sie Top'h's, welches Wort aus dem Sanskrit-Worte stupa (Thurm) hervorgeht. Eine lichtvolle Abhandlung Carl Ritter's, in welcher den Top'h's am Indus besondere Aufmerksamkeit geschenkt ist, befindet sich auszugsweise im diesjährigen Februar-Hefte der Monats-Berichte der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Veranlassung zu jener Völkerwanderung finden, die dem Europäischen Mittelalter voranging? Deguignes der Ältere hatte in seiner „Geschichte der Hunnen“ zuerst den Versuch gemacht, die Geschichte des Occidentis durch Data, die er aus Chinesischen Quellen schöpfte, zu beleuchten. Leider ging er aber bei seinen Forschungen von einer Prämisse aus, deren Wahrheit starken Zweifeln unterliegt; er erklärte die Hunnen für identisch mit den Hiong-nu's der Chinesischen Historiker.

Ob nun die Meinung der Herren Saint-Martin und Abel Remusat, daß Yue-ti und Geten, A-si und A-sen identische Vennungen seien, besser vor der Kritik bestehen werde, lassen wir dahin gestellt. Das blonde Haar, welches die Chinesischen Historiker diesen Völkern zuschreiben, ist der einzige erheblichere Grund, der uns bestimmen könnte, sie als Glieder der großen Germanischen Familie zu betrachten. Waren sie dies aber wirklich, so reichen die Verbindungen der Chinesen mit Völkern Germanischen Schlags bis ins zweite Jahrhundert vor Christus hinaus, als der Epoche, in welcher der General Dschang-Kiao, in der Eigenschaft eines Gesandten, in das Land der Geten (Yue-ti) kam. Eine andere, noch seltsamere Mission nach Westen war die des Kan-Tung, von der unser Buddhistischer Reisende spricht. Diesen schickte ein berühmter Chinesischer Eroberer im Jahre 97 u. Z. an das Ufer des Kaspiischen Meeres, um ein gewisses Reich, Ju-lin, dessen Ruf bis in die Residenz der „Söhne des Himmels“ gedrungen war, zu erobern. Ju-lin war allem Anschein nach nichts Geringeres als das Römische Reich! *)

Von der anderen Seite zeigt uns Hs-bian diese Yue-ti oder Geten, wie sie mit Völkern am Ufer des Indus Krieg führten, um Buddha's Goldenen Kopf zu erobern. Demnach hätte ein Deutsches Volk noch vor Anfang des 3ten Jahrhunderts einen Religionskrieg, eine Art von Buddhistischem Kreuzzuge gegen die Perser unternommen! Wie höchst interessant sind dergleichen Data, selbst wenn sie vereinzelt stehen! Lassen sie uns nicht die Verhältnisse der Nationen von einem ganz neuen Gesichtspunkt aus wahrnehmen? Werfen sie nicht ein wunderbares Licht auf die Geschichte der Menschheit?

Andeutungen ähnlicher Art geben diesem Werke sein vornehmstes historisches Interesse. Außerdem aber enthalten Text und Kommentar viele merkwürdige Aufschlüsse über den Buddhismus, über seine Dogmen, Mythen und Legenden, und seine kirchliche oder vielmehr mönchische Verfassung; denn, wie Hodgson richtig bemerkt, der Buddhismus hat Mönche, aber keinen Klerus. Einige Auszüge aus der Fülle des Gegebenen werden diese Religion unter verschiedenen Gesichtspunkten am besten charakterisiren.

Der Buddhismus hat eine Metaphysik und eine Mythologie, von denen die erstere sehr abstrakt, die letztere sehr reichhaltig und verworren ist. Der dogmatische Theil dieses Systems spielt in dem Berichte unseres Reisenden natürlich eine schwache, dagegen der mythologische und sagenhafte Theil eine desto größere Rolle, und dieser wird uns daher vorzugeweise beschäftigen.

Es fehlte den Buddhisten (besonders den Indischen) gewiß nicht an Phantasie, um einen Mythenkreis zu schaffen; allein sie fanden es bequemer, die ganze Mythologie des Brahmanenthums in sich aufzunehmen und mit eigenen Erdichtungen zu erweitern. Brahma ist von dem Buddhistischen Pantheon nicht ausgeschlossen; man hat ihn aber dem Buddha untergeordnet. Bald überträgt man ihm die Verwaltung der größten von den drei Welten, die tausend Millionen Sonnen zählt — ein ganz ehrenwerther Invaliden-Posten — bald ist er nur der Oberste von zwanzig Göttern, die zu Schakherren der übrigen Wesen bestellt sind. Er führt den Titel König, eine schlechte Entschädigung für den eingebüßten Rang der höchsten Gottheit.

An anderen Orten ist der Buddhismus weniger anmaßlich gewesen: in Nepal z. B. läßt er der Brahmanischen Trias ihre dreifache Rolle der Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung; aber alle hohe und niedere Gottheiten gelten dort für Emanationen des höchsten Buddha's.

Der Buddhismus hat auch mit Ketzern und Irreligiösen zu kämpfen gehabt, von denen bei Hs-bian oft die Rede ist. Schon zur Zeit Buddha's gab es, laut der Uebersetzung, 96 häretische Sekten! Ein Theil derselben hat sich den spitzfindigsten metaphysischen Gräueln hingeeben; auch in der Buddha-Religion ist die Metaphysik die Mutter der Ketzereien.

Kommen wir jetzt zu den Legenden über Buddha.

Es ist unmöglich, die wahre Geschichte des Stifter's dieser merkwürdigen Sekte aus dem Wust von Fabeln, den dreißig Jahrhunderte und eben so viele Völker über ihr zusammengetürmt, wieder herauszufinden. Noch niemals ist eine Biographie so ganz in der Legende untergegangen. Eine Vergleichung Indischer, Chinesischer, Eingalesischer, Birmanischer, Japanischer, Tibetischer und Mongolischer Sagen über den Ursprung des Buddhismus hat nur so viel ergeben, daß Buddha höchst wahrscheinlich um die Mitte des 10ten Jahrhunderts vor Christus geboren ist. Die Reisebeschreibung Hs-bian's bestätigt dieses Datum; auch erfahren wir von dem Chinesischen Pilger mit Bestimmtheit, daß die Wiege dieser Religion und vermuthlich auch der Geburtsort des Stifter's am Ganges zu suchen ist.

Hierauf beschränkt sich unsere ganze historische Kunde von dem großen Reformator, in welchem seine Anhänger eine göttliche Incarnation gesehen haben, der noch unzählige Incarnationen ähnlicher Art vorangegangen sein sollen und folgen werden. Buddha selbst wird also redend eingeführt: „Die Zahl meiner Geburten kann nur mit der Zahl

der Bäume und der Pflanzen des Weltalls verglichen werden. Niemand vermag die Leiber zu zählen, in denen ich gelebt habe. Ich selbst kann alle die Zerstörungen und Erneuerungen von Himmel und Erde, die ich mit angesehen, nicht anfählen.“

Buddha hat eine Geschichte, die unendlich älter ist, als sein Erscheinen auf Erden. Er war anfangs ein gewöhnlicher Mensch, der die Weisheit suchte. Dann arbeitete er sich durch Millionen Leben zur Würde eines Bodhisatwa's (einer höheren Intelligenz) empor; er wurde König des Weltgebäudes; er stieg in den Himmel Brahma's und wurde selbst Brahma. Die Lebensdauer eines Brahma's umfaßt zwei Erneuerungen des Weltalls, oder 2688 Millionen Jahre. Er war gleichzeitig im Himmel ein Gott und auf Erden ein heiliger König. Aber in diesem Zustande der Göttereligkeit überkam Buddha die Sehnsucht, das Menschengeschlecht zu retten. Er selbst wählte sich die Mutter aus, die ihn gebären sollte; er stieg herab und wurde unseres Gleichen.

Die Sage beschreibt auf mancherlei Weise Buddha's erhabene Schwermuth beim Anblick des menschlichen Elends. In einer von Abel Remusat citirten Legende sagt er selber: „Die Leiden, die mein göttliches Auge sehen, mein göttliches Ohr hören muß, und denen ich nicht abhelfen kann, verursachen mir solche Betrübniß, daß ich den Stand der reinen Intelligenz nicht erreichen kann.“

Anderwärts erzählt die Sage, wie Sakya-Muni (der Buddha unserer Welt-Periode) zu dem Entschlusse gekommen sey, die Menschen zu erlösen, d. h. sie aus dem stürmischen Meere des Geburtenwechsels an das jenseitige Ufer der seligen Versunkenheit in Buddha zu fördern.

Buddha ist der Sohn eines mächtigen Königs, der ihm, weil er ihn traurig und tiefstimmig sieht, drei weibliche Wesen von höchster Vollkommenheit zu Ehefrauen giebt. Jede dieser edlen Gemahlinnen hat zwanzigtausend Jungfrauen in ihrem Dienste, die alle von hoher Schönheit sind. Trotz dieser 60,000 reizenden Geschöpfe, von denen immer Eine zärtlicher und dienstwilliger ist, als die Andere, findet keine Fröhllichkeit in dem Busen des jungen Prinzen Eingang. Es plagt ihn eine Sehnsucht, mit der wahren Lehre bekannt zu werden. Die Minister seines Vaters rathen ihm, sich auf Reisen zu zerstreuen; aber eine Gottheit erscheint ihm viermal unter verschiedenen Gestalten und hemmt seinen Pfad.

Das erste Mal kommt ihm ein alter Mann entgegen. Der Prinz fragt: „Was ist das für ein Mensch?“ und seine Diener antworten ihm: „Es ist ein Greis.“ — „Was versteht man unter einem Greise?“ fragt er weiter, und man entwirft ihm ein lebhaftes Bild von dem Elende dieses Menschen, „dessen Organe abgenutzt und stumpf sind, und der nicht mehr verdauen kann, was er zu sich nimmt; seine Gelenke treten aus ihren Fugen; wenn er sich niedersetzt, so bedarf er des Beistandes Anderer; er spricht nur, um zu klagen, und sein ganzes übriges Leben ist zu nichts mehr nützlich.“ Der junge Prinz stellt nun selber einige Betrachtungen über das Alter an und lehrt noch trauriger wieder um, als er abgereist war. Der Schmerz bei dem Gedanken, daß Alle diesem harten Schicksal unterworfen seyen, läßt ihn gar keine Freude genießen.

Der Prinz schickt sich ein zweites Mal zur Abreise an. Sein Vater hatte den Befehl ergehen lassen, daß kein unreiner oder ekelhafter Gegenstand ihm vor die Augen kommen solle. Aber derselbe Gott, der sich als Greis verlarvt hatte, erscheint ihm jetzt in der Gestalt eines am Wege liegenden Kranken. „Sein Auge sah keine Farbe, sein Ohr vernahm keinen Ton, Füße und Hände versagten ihm den Dienst; er rief nach Vater und Mutter und klammerte sich vor Schmerzen an sein Weib und seine Kinder.“ Der Prinz fragte: „Wer ist dieser?“ Seine Diener antworteten: „Es ist ein Kranker.“ — „Was bedeutet dieses Wort?“ fragt der Prinz und erhält nun folgende Belehrung: „Der Mensch ist aus vier Elementen geformt; jedes Element hat 101 Krankheiten, die den Menschen um die Reihe heimsuchen“ u. s. w. Es folgt nun die Schilderung des Zustandes einer kranken Person. Der Prinz bedenkt, daß er selber diesem Unglücklichen ähnlich werden könne, und ruft voll bitteren Schmerzes aus: „Der menschliche Körper kommt mir vor, wie ein Regentropfen — wehe über die Freuden dieser Welt!“

(Schluß folgt.)

A u s t r a l i e n .

Englische Deportationen nach Australien.

(Schluß.)

Schon oft ist behauptet worden, der Aufenthalt an Bord mache die Gefangenen nur noch schlechter. Der Dr. Wilson leugnet dies durchaus; doch giebt er eben so wenig zu, daß sie etwa moralisch besser würden. Die Schiffs-Disziplin ändert an diesen Menschen ohne Grund-füge wenig mehr, als die äußere Aufsührung und Schicklichkeit. Diese Aenderung aber ist leicht und kann sehr rasch bewerkstelligt werden. Der Doktor fing damit an, daß er sich des Beistandes des die Eskorte kommandirenden Offiziers und des Schiffes dahin versicherte, daß diese sich dazu verstanden, gewissen Vergehen zu wehren, besonders z. B. gewissen leichtfertigen Reden, die man in einer Kajüte oder Wache allenfalls wohl noch hätte dulden können. Und er versichert, daß man daher auf dem Schiffe, auf welchem er diente, auch nicht einen einzigen dreisten Ausdruck zu hören bekommen. Doch scheint es, als haben sich die Gefangenen dafür entschädigt, sobald sie das offene Verdeck verlassen, um in ihre Verschlüsse hinabzusteigen.

„Allgemein“, sagt der Doktor, „macht man sich eine ganz falsche Vorstellung von einem Englischen Deportirten-Schiffe; glaubt man doch, an Bord eines solchen gebe es nur Zügellosigkeit, Unordnung und Ungehorsam. Gerade das Gegentheil aber ist wirklich der Fall: Reinlichkeit, Stille und Anstand herrschen daseibst eben so gut, wie auf irgend einem Kriegsschiffe unter gehörigem Kommando. Man darf also weder die bessere Beschaffenheit der Mannszucht, durch welche die Deportirten-Schiffe sich auszeichnen, bezweifeln, noch auch in dieser Rücksicht sie etwa der Mehrzahl der Kauffahrtei-Schiffe, die aus dem

*) Sein Gesandtschafts-Bericht ist übersetzt mitgetheilt in des römisch-katholischen Missionars Hyacinth Umwante ARCHIEPISKOPUS u. BOSPOCYNARU MURKICMANA Beschreibung der Dschungarei und des östlichen Turkestan. Einleitung S. XLV. Dschang-Kiao sollte die Yue-ti's in einem Bündnisse gegen die Hiong-nu's bewegen. Vgl. auch Abel-Remusat, Nouveaux Mélanges Asiatiques, Th. I., S. 220 ff.

**) Im J. 106 u. Z. soll, wie ein Chinesischer Annalist berichtet, der Römische Kaiser Anthon (etwa Antoninus?) an den Hof des damaligen Kaisers von China eine Gesandtschaft geschickt haben, die jedoch keine Gegenstände von Werth mitbrachte.

Hafen von London auslaufen, gleichstellen wollen. Auch wird dieser Vorzug von denen, welche die Kolonisten kennen, so vollständig anerkannt, daß sie sich in England die Vergünstigung, ihre Ueberfahrt auf einem Konviktschiffe zu machen, bisweilen sehr viel Mühe kosten lassen."

Für den ganzen Verlauf einer Fahrt nach Neu-Holland steigt die mittlere Sterblichkeit der Deportirten höchstens auf 2 pCt., gewiß ein sehr günstiges Verhältnis, wenn man bedenkt, daß eine Menge von ihnen mit einer schon sehr geschwächten Constitution an Bord kommen. Sobald sie nur gelandet sind, werden sie dann auch sogleich unter die Kolonisten verteilt, die es auf sich nehmen, sie zu beschäftigen, und die sie nach einem festen Tarife mit Nahrung, Kleidern, Werkzeug u. s. w. versehen. Meistens bewilligen die Kolonisten ihren Leuten so viele Lebensmittel, als diese eben verzehren können, und geben ihnen auch Kleider, so oft sie deren bedürfen; denn die Herren finden es ja in ihrem eigenen Interesse, in diesen Ausgaben nicht zu knausern. Der Fremde, der das Haus eines neuen Kolonisten besucht, kann dessen Umstände am besten nach dem Aussehen seiner Leute am Sonntage beurtheilen. Sind diese reinlich und gut gekleidet, so hat die Pachtung des Kolonisten einen guten Fortgang. Haben die Dienstdoten aber an diesem der Ruhe geweihten Tage zerrissene Kleider, lange Bärte und schmutzige Gesichter, so ist die Pacht-Nutzung schlecht. Aus der Unordnung wird gar bald Ungehorsam erwachsen, und deshalb wird auch auf solchen Pachtungen, wo die Leute schlecht gehalten sind, das Einschreiten der Obrigkeit oft notwendig.

Auch die Verwaltungs-Verhörde der Kolonie selber regt zur moralischen Besserung der Verurtheilten an, indem sie denjenigen unter ihnen, die sich besonders gut betragen, gewisse Vergünstigungen bewilligt. So wird ihre gute Führung z. B. mit Tickets of leave, Erlaubniß-Scheinen, die dem Deportirten das Recht geben, sich selber einen Herrn zu wählen, oder wohl gar auf eigene Rechnung zu arbeiten, belohnt. Doch ist Dr. Wilson der Meinung, daß die Gewährung von dergleichen Scheinen nur allzu großen Mißbrauch nach sich ziehe. Neuerdings hat man sich auch genöthigt gefunden, eine Maßregel zu ergreifen, die, beim ersten Blitze, sehr seltsam erscheinen dürfte. Vor diesem neuen Gesetze hatte die Deportation für Eheleute schon gar nichts Furchtbares mehr; ein Englischer Ehemann ließ sich eben, hatte er sein Leben fruchtlos dem Stehlen und Betrügen gewidmet, einmal auf der That ertappen und erhielt dann das Urtheil der Deportation, das für ihn eine wahre Wohlthat wurde. Denn vor der Verurtheilung ließ er sein schändlich erworbenes Besitzthum auf den Namen seiner Frau schreiben. Dann, da er gar nichts Besseres thun konnte, als sich landesverweisen zu lassen, schwamm er auf Kosten des Staats wohl-gemuth nach den Kolonien von Wandienensland oder Neu-Süd-Wales, besser behandelt, als selbst ein Reisender auf einem Kaufahrer es seyn dürfte. Nach einigem Aufenthalt in der Deportirten-Kolonie erwirkte er, wenn er nur darauf bedacht gewesen, durch eine gute Führung sich auszuzeichnen, daß seine Frau und Kinder — gleichfalls immer auf Kosten des Staats — ihm nachkommen konnten. Ward ihm aber die Sklaverei etwa allzu lästig, so nahm er seine Zuflucht zu einem anderen Auskunfts-Mittel: dann ließ er nämlich seine Frau auf eigene Kosten, d. h. mit dem Gelde, welches seine Diebereien in der Hauptstadt ihm eingebracht, aus England zu sich kommen. Diese nun verlangte und erwierte auch ohne Schwierigkeit, daß ihr Mann ihr als Diener zugewiesen wurde, was ihn ja doch in der That völlig frei machte. In diesem unnatürlichen Verhältnis konnte also eine Frau, die ihren eigenen Mann als ihr zugetheilten Arbeiter erhalten hatte, denselben auspeitschen, an die Kette legen oder auf jede andere Art bestrafen lassen. „Wieviehl ist man nun geneigt, zu glauben“, sagt Dr. Wilson, „daß ein solcher Sklaverei unterworfenen Mann gegen seine Frau notwendigerweise gut und unterwürfig seyn werde. Keinesweges! Oft hab' ich gesehen, wie ein Mann, dieser seiner Abhängigkeit uneingedenk, seine eheliche Autorität auf eine gar unerbittliche Art fortwährend ausübte und die Frau Herrin sich ihm mit der größten Demuth unterwarf.“

In der letzten Zeit nun hat die Englische Regierung sich genöthigt gesehen, die Lage der Deportirten, die unlängst sogar wichtige Stellen einnahmen, ein großes Ansehen sich beileigten und ganz wie Gentlemen lebten, etwas härter zu gestalten. Jetzt vergißt man nicht mehr, daß der dortige Aufenthalt eine wirkliche Strafe ist, und daß jeder Schuldige dem Zwange zu einer strengen Arbeit und seiner Individualität angemessenen Handarbeit unterliegt. Ueber die so wichtige Frage jedoch: Ob der Aufenthalt in den Kolonien die Verbrecher bessere, spricht sich der Doktor gar nicht aus. Eine lange Erfahrung hat ihn bloß davon überzeugt, daß die ungestüme Robbeut und das Laster, wenn auch nicht das Verbrechen, selbst im Schooße der verworrenen Bevölkerung der Australischen Deportirten gebessert werden können.

Auch für die Familien, welche freiwillig auswandern, giebt Dr. Wilson die einsichtsvollsten Rathschläge. Die Auswanderer handeln, wie er versichert, thöricht, wenn sie viele Geräthe und Kleidungsstücke, oder auch wohl die zum Landbau nöthigen Werkzeuge mit sich nehmen; man findet alles dergleichen in Sydney und Hobart-Town eben so wohlfeil, als in England. Eine zahlreiche, an Arbeit gewöhnte und mit einem mäßigen Einkommen ausgestattete Familie kann, so zu sagen, geradezu sicher seyn, indem sie sich in Australien niederläßt, ihre Lage zu verbessern. Der Familien-Vater wird dort nicht nöthig haben, auf seine alten Tage von seinen Kindern sich zu trennen; er wird, wie die Patriarchen der Vorzeit, jene um sich herum anständig machen können und sie zu beqaaltem Besinden und zu Wohlstande gelangen sehen. Auch ist es nicht etwa durchaus erforderlich, daß die Ansiedler gerade im Landbau gelibter seyn, als in irgend einem anderen Gewerbe; Soldaten, Krämer, Gewerbeleute kommen dort eben so wohl fort, als alle Andere. Die Seelen geben mit der Zeit sehr gute Kolonisten ab. „Oft hab' ich“, sagt Dr. Wilson, „das Loos der Marine-Offiziere auf halbem Solde, die sich in Neu-Holland niedergelassen haben, mit

dem Schicksale derer, die in England ein langweiliges Leben hinschleppen, verglichen. Wie oft hab' ich nicht in London einen Freund vom Bord her angetroffen, der, nach langen Kreuz- und Quer-Fahrten, in der Hauptstadt zu guter Letzt sich noch recht herzlich langweilt! In Australien dagegen widmet sich dieselbe Klasse von Offizieren, immer thätig und einträglich beschäftigt, der Verbesserung der Heerden, dem Aulbau der Ländereien. Anstatt, wie jene in London, an den Tisch eines kleinen ökonomischen Speisewirthes sich zu setzen, oder die Zeit im Klub todtyuschlagen, leben diese zu Kolonisten gewordenen Soldaten gut, üben ihre Fähigkeiten, genießen einer wirklichen Existenz und finden, ohne ihre Bedürfnisse auswärtig suchen zu müssen, in ihrer eigenen Pachtung genug, um ihren Tisch mit dem Besten, was Fleischbank, Vorraths- und Milch-Kammer nur irgend liefern können, zu decken.“

Frankreich.

Die Gliederpuppen der Französischen Gesellschaft.

Es giebt auf der Welt eine Menge bloß leidender Wesen, die bloß da zu seyn scheinen, um sich von geschiedten Leuten benutzen zu lassen. Solche Personen, die sich nur durch Andere bewegen, sind die sogenannten Gliederpuppen; sie sind die Drehpunkte, die geheimen oder scheinbaren Agenten in allen Verhältnissen. Nur durch sie macht man in der Gesellschaft Glück. Es gehört viel Takt dazu, um sie von der Menge zu unterscheiden, viel Geschick, um sie bei dem Faden, durch welchen sie sich bewegen, zu erfassen, viel Kunst, um sie zu regieren, ohne daß sie des Anstoßes, den man ihnen giebt, und der Rolle, die man sie spielen läßt, gewahr werden.

Das Eigentümliche der Gliederpuppe besteht nämlich darin, daß sie ihre Bestimmung durchaus nicht kennt. Die gummäbige Gliederpuppe gehört zu einer besonderen Abtheilung, die wir Gevattern nennen wollen. Solch ein Gevatter hat eigentlich auch sein Verdienst, aber man kann ihn nicht so leicht und nicht so sicher anwenden; er muß durch sich selbst handeln und bei jeder Gelegenheit Klugheit und Geistesgegenwart entwickeln. In der wirklichen Welt ist es nicht wie im Theater. Die zweiten Rollen sind eben so schwer zu spielen als die ersten, und dann ist ein Gevatteremann selten uneigennützig, er verlangt gewöhnlich eine Erwidderung für seine Gefälligkeit und dient uns heute unter der Bedingung, daß wir ihm morgen dienen werden. Große Männer allein haben diese Gevatterleute ganz unentgeltlich, enthusiastische Gevattern, die bisweilen unschätzbar, oft lächerlich, fast immer gefährlich sind. Ihr Fanatismus bringt sie unaufhörlich auf Abwege, und sie verkennen ihr Götterbild oft mit dem Räucherfasse. Als leidenschaftliche und aufrichtige Verehrer sind sie schwer zu leiten, und der Gott kann nicht immer das Aufbrausen ihrer Bewunderung und ihre aufgeregte Geschäftigkeit nach Gefallen zurückhalten. Die Fürsten der Dichtkunst besonders besitzen solche enthusiastische Höltinge. Byron zählte deren mehr als jeder Andere, doch wußte er sie sämmtlich durch die Höhe und Kraft seines Charakters zu beherrschen.

Unsere modernen Poeten schreiten im Gefolge dieser unsinnigen Freunde, die alle Tage die Vorreden zu ihrer Unsterblichkeit schreiben, stolz und übermüthig einher. Unter diesen Seiden giebt es mehr als einen, der eine gewisse Eitelkeit besitzt. Die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Würde, womit sich diese Fanatiker gar zu gern schmücken. Der Abglanz der Gottheit giebt ihnen eine kleine Glorie zweiten Grades, die durch die Zeit nicht verwischt wird. Man hat Visiten-Karten mit den Worten: „A., ein Freund von Victor Hugo“, gesehen.

Für Leute, welche ein Geschäft daraus machen, in Gesellschaft geistreich zu erscheinen, sind die Gevattern eben so unumgänglich nöthig, als für Taschenspieler. Wenn man durch sich selbst oder in einem Buche irgend einen Witz gefunden hat und ihn geschickt anwenden will, so bedarf man einer gewandten Mittelperson, welche die Unterhaltung wendet und auf ein günstiges Terrain führt, auf dem man bei passender Gelegenheit den Witz loslassen kann. Das herausstudirte Wort erhält auf diese Weise den Anschein einer Eingebung des Augenblicke. Herr von Bièvre hatte seine Gevatterleute, und tagtäglich übte man bei ihm mancherlei Gespräche ein, welche Abends in den glänzenden Zirkeln zu den Calombourgs, die er in der Stille seines Kabinetts ausstamm oder brieflich von bescheidenen und anonymen Verehrern erhielt, Gelegenheit bieten mußten.

Die Charlatane wären nun vollends nichts ohne die Gevattern. Für sie giebt es deren von allen Sorten, von der rothen Schleppe und dem leinenen Kittel bis zum gestickten Kleide der Hofleute. Man bezahlt einen solchen Gevatter oft sehr theuer, das Trinkgeld kann bis zu einer Million steigen. Die Charlatane machen heutzutage große Geschäfte und bedürfen dazu vor Allem der Publizität! Der ungeheuerste Aufschlage-Zettel, oder, wie ihn der Französische Witz nennt, „liche-monstre“, ersetzt aber keinen lebendigen Prospektus. Ein Ruhmredner hohen Ranges ergreift die Kunden ganz wunderbar. Auch sieht man gar glänzend betitelte Leute ihre Namen den Amtrieben der Geschäfts-Männer leihen. Aber leihen ist nicht einmal der richtige Ausdruck, verkaufen muß man sagen. Man hat Marquis, Pairs und Generale für alle Zweige der Industrie; man darf nur den Preis darauf setzen, und dieser wird dann bei dem Anlage-Kapital hinlänglich wieder eingebracht. Diese hohen und mächtigen Gevattern sind sehr fruchtbar, sie bemanteln auf eine bewundernswürdige Weise die unsichere Seite der fabelhaftesten Unternehmungen. Auf diese Weise vertraute man einstmal Leuten von Stande die Leitung gewisser Spielhäuser, um den grünen Tisch in Ehren zu erhalten und den Betrogenen, welche ihr Gold unter dem gewappneten Reiben verschwinden sahen, aristokratischen Sand in die Augen zu streuen.

Der größere Werth, den die eigentlichen Gliederpuppen vor den bloßen Gevattern haben, ist ganz unbestreitbar. Der Gevatter ist eine constitutionnelle Gliederpuppe, die ihre Rechte hat, und welche man

nur nach bestimmten Rechten oder, so zu sagen, Charten regiert. Die Gliederpuppe ist ein folgamer Sklave, der sich selbst vergift und über den man eine unumschränkte Gewalt übt. In der politischen Welt verachtet man gerade den Gevattermann nicht, aber mit fast wunderbarem Erfolge bedient man sich nur der Gliederpuppe. Die Kunst, sie auszuwählen, sie abzurichten, sie anhänglich zu machen, sie zu bewegen, ihr eine bestimmte Meinung einzupflücken, ist das ganze Geheimniß der Diplomatie. Die Gliederpuppen finden sich bei den Kongressen in Uebersuß vor, und bei allen Ministerien giebt es stets einige Excellenzen in der Eigenschaft einer Gliederpuppe.

Die Gelehrten können der Gliederpuppen eben so wenig entbehren, als die Maler, um ihre Leinwand zu drapieren und akademische Alte zu zeichnen. Die Romanschreiber und dramatischen Schriftsteller bedienen sich lebender Musterbilder, um die Personen und Charaktere, welche sie in die Scene bringen, zu schildern. Der Schriftsteller, welcher eine malerische Schilderung entwerfen will, wählt, sobald er den Plan seines Werkes entworfen, seine Gliederpuppen, studirt sie sorgfältig und läßt sie nach dem Willen seiner Einbildungskraft handeln. Dies ist auch die Ursache, warum man oft Schriftsteller in ganz unpassender Gesellschaft findet. Die Frauen sollten vor Allen den plötzlichen Leidenschaften mißtrauen, die sie den jungen Leuten der literarischen Welt einflößen. Es ist möglich, daß nach einigen Wochen der zärtlichsten Aufmerksamkeit der Liebhaber eben so schnell verschwindet, und daß die Schöne an seiner Stelle zwei neu brochirte Manuskripte oder ein Logen-Billet zu der Aufführung eines Stückes im Théâtre français oder im Gymnase erhält. In dem Roman wird sie sich auf eine treffende Art geschildert finden; ihre Züge, ihre Sprache, sogar ihre geheimsten Gedanken und Selbstgespräche, werden mit einer wunderbaren verrätherischen Treue wiedergegeben seyn, und diese Treue ist die einzige, die ihr zu Theil wird. Auf der Scene wird nur sie es seyn, die, durch Mlle. X. oder Madame Y. dargestellt, die Weisheitsbezeugungen der Zuschauer erhält und den Kritiken der Rezensenten preisgegeben wird. Von nun an gehört sie in das Theater-Repertoire und in die Leihbibliotheken.

Es ist wahr, daß die Frauen sich zu rächen wissen, und daß es ihnen auch nicht an Gliederpuppen mangelt. Die Frauen besitzen eine werthwürdige Kunst, sich eine Umgebung von Puppen mit Marionetten zusammenzustellen, mit denen sie sich belustigen und deren sie sich mit allerliebster Eichtigkeit, außerordentlicher Anmuth und bewundernswürdiger Geschicklichkeit bedienen. Die Kofetten haben Gliederpuppen, um ihre beglückten Lieblinge zu verbergen, um die Einen an sich zu ziehen und die Anderen zu entfernen. Die erhabenen Witwen stellen ein ganzes Bataillon Gliederpuppen auf, um sich einen zweiten Gatten zu verschaffen. Eine geschiedte Mutter hält ihrer heirathsfähigen Tochter stets eine schüchternen Gliederpuppe zur Seite, welche dann ungefähr die Stelle eines Lockvogels vertritt.

Unter gewissen Umständen und Verhältnissen kann es nothwendig seyn, Feinde zu haben. Ein bekannter Philosoph hat gesagt, daß nächst einem wahren Freunde nichts zuträglicher ist, als ein wahrer Feind. Die Gliederpuppe, die man sich zum Feind auswählt, hat den Vortheil, daß sie nicht schadet, da man selbst ihre Schläge leitet und ihre Feindseligkeiten ordnet. So hat man auf der einen Seite nichts zu fürchten und erwirbt sich auf der anderen Seite den Ruhm, sich über den Neid zu erheben und über den Haß zu triumphiren. Man kann sich dabei ohne Bitterkeit des Ausdrucks „Meine Feinde“ bedienen, und dies ist manchmal erhabener, schmeichelhafter und glänzender, als das höchste Glück! Man wird sich sehr leicht den Triumph verschaffen können, diese Feinde zum Stillschweigen zu bringen und sie der Verleumdung zu überführen, indem man den Grund ihrer Verleumdungen beweist; denn die Gliederpuppen dürfen nur das sagen, was sie sollen. Sie umgeben die verdriessliche Wahrheit und stützen ihren Angriff auf leicht zu widerlegende Lügen. Die Gliederpuppen verleiben so allerhand Verleumdungen, während sie gleichzeitig aus aller Verlegenheit, aus allen Unannehmlichkeiten, aus allen Dornen, womit das Leben ausgestattet ist, erlösen. Wenn man eine hinreichende Menge Gliederpuppen zu seiner Verfügung hat, so läßt man sie manövriren, wie die kleinen Kinder ihre bleiernen Soldaten. Man stellt sie sanft an die bedrohten Stellen, setzt sie allen Zufälligkeiten, allen Glücksfällen aus und bedient sich ihrer als eines Schildes, eines Payers oder einer Planck-Jacke, wie es eben die Umstände erfordern; denn eine Gliederpuppe muß nach Willkür ein Strohmann, ein Eisenmann oder auch ein Mann von Baumwolle seyn. Man schleudert sie gegen seine wahren Feinde, leibt sie seinen Freunden, benutzt sie, um das Glück zu versuchen. Gut geleitete und geschickt gehandhabte Gliederpuppen schützen vor jeder Gefahr und machen, daß alle Unternehmungen gelingen; sie machen stark und unverklich, sie verdoppeln und verzehnfachen ihren Besitz, sind seine Stützen und Verbündete. Jener Räuber, der ganz allein die Postwagen anbielt, indem er sechs Strohmannen, Banditen an einer Wendung der Landstraße aufstellte, war ein Genie, das das Gliederpuppen-System auf seine einfachsten und wesentlichsten Bestandtheile zurückgeführt hatte. Mittelfst guter Gliederpuppen kann man sich alle Tugenden und Talente verschaffen, kann man sich auf wohlfeile Art großmüthig zeigen, tapfer ohne Schwerdtstreich seyn und uneigennützig erscheinen, ohne etwas dabei zu verlieren. Man werfe eine Gliederpuppe in den Fluß, ziehe sie wieder aus dem Wasser, und der Montyon'sche Preis ist gewonnen. Viele sogenannte Philanthropen haben wahrlich nicht mehr gethan!

Die kleinen Gliederpuppen sind leicht zu finden; mit Geschicklichkeit kann man sie zu großen Zwecken verwenden, aber das Höchste der Kunst ist, große und berühmte Gliederpuppen ins Spiel zu bringen. Man hat kleine Intriguante Fürsten in ihr Gewebe ziehen sehen. Uebrigens hat das Amt einer Gliederpuppe auch seinen Nutzen und führt

oft zu dem Genuß einer glücklichen Nichtigkeit. Dit hört man einen Einsaltspinsel sagen: „Ich weiß nicht, wie das zugeht, aber Alles gelingt mir, das Glück kommt mir entgegen, ohne daß ich es suche; man möchte sagen, daß eine unsichtbare mächtige Hand mich zu Glück und Ehren treibt.“ Dieser Thor ist eine Gliederpuppe, die ihr Besitzer in die Bahn der Glückseligkeit geschleudert hat und die noch ein Stück von dem goldenen Faden besitzt, welcher sie bewegte.

Aber die Rolle einer Gliederpuppe wird nicht allein den Narren zu Theil; sehr berühmte und geistreiche Leute, sogar Männer von Talent, versehen bisweilen dieses Amt, nur mit dem jedesmaligen Unterschiede, daß die Einsaltspinsel ewig Gliederpuppen bleiben, während geistreiche Leute dies nur in einzelnen Augenblicken, in Stunden der Zerstreuung sind. Und so genommen, giebt es vielleicht keinen einzigen Menschen auf der Welt, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben eine Viertelstunde Gliederpuppe war. Es ist dies eine Pflicht, ein Tribut, welchen man, wie alle Uebrige, der menschlichen Gesellschaft bringt. (Journ. Fr.)

M a n n i g f a l t i g e s .

— Englische Universitäten. Ein ausführlicher Artikel im Juli-Heft der British and Foreign Review beschäftigt sich mit der seit einiger Zeit in Anregung gekommenen Reform der Englischen Universitäten und berührt dabei auch die Deutschen Hochschulen, mit deren innerer Einrichtung der Berichterstatter sehr vertraut scheint. Er sucht besonders der Forderung zu begegnen, daß man die Freiheit der Deutschen Universitäten auch auf den Englischen einführen möge, indem er die Freiheit, seine Studien und Lebrer nach Belieben wählen zu können, mit der sogenannten akademischen Freiheit überhaupt nicht verwechselt wissen will, und wohl die erstere, nicht aber auch die letztere, als nachahmungswürth darstellt. Inzwischen ist er doch auch weit entfernt, die gegenwärtige Disziplin der Englischen Universitäten gut zu heißen. „Auf den Schulen“, sagt er, „ist allerdings die Freiheit des Jünglings so viel als möglich zu beschränken; er muß so lange von anderen Händen geleitet werden, bis er im Stande ist, für sich selbst zu handeln, d. h. vernunftgemäß zu wollen. Die Universität jedoch ist der Ort, wo er lernen soll, frei zu seyn, wiewohl er dabei gehorsam bleibt den Gesetzen, welche die Akademie ihren Mitgliedern so lange zur Richtschnur macht, bis sie dahin gelangen, einen Theil jener größeren Gesellschaft auszumachen, in der sie nur noch dem Gesetze Gottes und den Staatsgesetzen zu gehorchen haben. Die Mittel, vermöge welcher die Englische Universität dem Studirenden diese Nothwendigkeit einzuprägen sucht, sind Beschränkungen mancher Art. So zwingt sie ihn unter Anderem, einer besonderen Kleidertracht sich zu bedienen, in ein bestimmtes Haus oder Kollegium einzutreten, zu gewissen Stunden an festgesetzten Orten zu erscheinen und viele ähnliche Reglements zu befolgen, deren Zweck ist, ihn an die Subordination zu erinnern, der er sich aus freien Stücken unterworfen hat. Es scheint uns jedoch, daß sowohl die Universität als die Kollegien nicht das nöthige Material besitzen, um den Zweck zu erreichen, den sie dabei im Auge haben. Das ganze System, wie es jetzt besteht, ist entweder nicht ausreichend und wird daher, weil es ihm an Würde und Autorität fehlt, verspottet, oder es ist lästig, die kleinlichsten Details umfassend und daher im höchsten Grade verhaßt. Unsere Universität steht vor Allem auf die Polizei-Ordnung der Stadt; sie verhindert jede notorische und öffentliche Unordnung, und ihr Gericht mit seinen Strafen ist lediglich das Mittel, die öffentliche Ruhe zu erhalten. Andererseits aber herrscht in den meisten Kollegien*) ein läppisches und liberum veratorisches System der Einmischung in die kleinsten Dinge, wodurch oft untergeordneten Geistern eine launenvolle Willkür gestattet ist und in den meisten Fällen eine Opposition erregt wird, die nicht sowohl Achtung, wie es der Fall seyn sollte, als Widerwillen gegen die bestehende Ordnung einflößt. Junge Leute auf der Universität wollen nicht wie Kinder behandelt seyn. Inzwischen ist in dieser Beziehung, mit Ausnahme etwa zweier Kollegien, Cambridge weit über Oxford zu stellen. Auch wollen wir darum noch gar nicht für das Deutsche System uns erklären, wonach den Studirenden oft eine viel größere Freiheit gestattet ist, als allen anderen selbstständigen Leuten. Unserer Ansicht nach, bedarf die Universität eigener Gesetze und Beschränkungen, die gleichsam eine Zugabe und eine Vorbereitung zu den allgemeinen Gesetzen seyn sollen. Statt dessen haben die Deutschen Universitäten noch besondere Privilegien, die außerhalb der bürgerlichen Ordnung liegen und uns in einer Zeit, wo es keine Zünfte, Gilden und Corporationen mehr giebt, mit denen sie allerdings an ihrem Plage gewesen seyn mögen, als etwas ganz Anomales erscheinen. Der einzige wirkliche Vortheil, den der Deutsche Student vor unserem Englischen hat, ist, daß er seinen Professor sich wählen kann, wo es ihm gefällt. Er ist nicht gezwungen, den Einen mehr als den Anderen zu hören, wiewohl er Einen oder den Anderen gehört haben muß. Er kann die Rechte in Heidelberg bei Abibaut studirt haben, kann von da nach Berlin zu Savian und Eichhorn gehen und sich von hier wieder nach Göttingen zu Mühlensbruch und Albrecht wenden. Die mit dieser Freiheit verbundenen Vortheile gehen uns alle verloren. Wir gehören einem besonderen „Kollegium“, einer besonderen „Seite“, einem besonderen „Jahre“ an und müssen daher die von dem „Kollegium“ für diese „Seite“ und dieses „Jahr“ angeordneten Vorlesungen hören — wir mögen nun wollen oder nicht.“

*) Kollegien im Gegensatz zur Universität sind in England eben sowohl als Theile des Ganzen, wie als besondere Einheiten oder Gebäude zu betrachten, wo die verschiedenen Studirenden nach ihren Altersgraden u. s. w. untergebracht sind.